

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 45 (1969-1970)
Heft: 9

Artikel: Die Romands im helvetischen Bund
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079281>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mee beträgt, kann nur der ermessen, der in militärischen Kursen Tüchtigkeit, Kameradschaft, Temperament und Urteilsvermögen vergleichen und erproben durfte. Diese Erfahrungen und Erlebnisse halten auch stand im zivilen Leben.

Und schliesslich der Sport: Vom Fussballspiel bis zu den skisportlichen Wettkämpfen bieten sich Gelegenheiten zur Öffnung der Grenzen und Herzen. Von den alten Römern erhalten wir den Begriff der Magnanimitas geschenkt. Wohl nirgends wie im sportlichen Wettbewerb kann sich die Grossherzigkeit bilden als Atmosphä-

re, die den Ausbruch aus dem Klein-kram und der Enge des Alltags begünstigt. Dieser ist gerade auch im Verhältnis von Deutsch und Welsch vonnöten.

Die Grenzlinie zwischen Deutsch und Welsch verläuft nicht mehr so klar der Sprachfront entlang wie noch vor wenigen Jahrzehnten. Die wirtschaftlich bedingte Binnenwanderung hat beschleunigt ihren Fortgang genommen, so dass die Assimilierung hüben und drüben das demographische Gesicht verändert. So hat Assimilierung ihre Sonnen- und Schattenseiten. Ideal wäre es, wenn sie geistig be-

wusst als Bereicherung und Belebung der gegenseitigen Beziehungen begriffen würde.

Ausserordentlich wertvoll ist es deshalb, wenn Presse, Radio und Fernsehen sich in den Dienst des geistigen Austausches stellen. Sie sind willkommene Vehikel, mit denen wir uns in eine gemeinsame Zukunft bewegen, in die Zukunft, die unser Land vor ungeheure Probleme des mitmenschlichen Zusammenlebens im interkontinentalen und internationalen Rahmen stellt.

Bundesrat Roger Bonvin
Vorsteher des Eidg. Verkehrs- und Energiewirtschaftsdepartementes

Die Romands im helvetischen Bund

Das Thema «Deutsch-Welsch» in unserem Land anpacken heisst ein so weites, unendlich reich gegliedertes Feld beschreiben, dass man sich leicht verliert und am Ende mit der Stange im Nebel herumfuchtelt. Je nach der Optik, je nach der Gemeinschaft, auf die der Schweinwerfer gerichtet wird, kann ein ganz anderes Ergebnis herauskommen. Differenzierung und Behutsamkeit sind geboten. Zum Glück gibt es bei uns weder «die Deutschschweizer», sondern historisch geprägte kantonale und regionale «Familien» mit unterschiedlichem Selbstverständnis und Temperament, noch auf der anderen Seite «die Welschen», sondern auch hier ein buntes Spektrum, wo Platz ist für kantonale Persönlichkeiten von entschieden abweichender Haltung.

Spricht man mit dem Syndic eines Dorfes im französischen Teil des Freiburgerlandes, so wird er stolz betonen, sein Stand gehöre zu den «alten»

Von Otto Frei

Westschweizer Redaktor
der Neuen Zürcher Zeitung

Eidgenossen, die eigenen Vorfahren hätten schon bei Murten «auf der richtigen Seite» mitgestritten, der eidgenössische Bund sei geschworen worden im Namen Gottes und deshalb heilig. Und er wird weiter hervorheben, dass er bei den Deutschschweizern die nüchterne, ruhige, überlegte, grossen Gesten und schillernden Worten abholde Art schätze, weil sie dem eigenen Lebensrhythmus verwandt sei. Ganz anders mag es tönen in der Diskussion mit Intellektuellen in Lausanne, mit Theaterleuten, Literaten, Künstlern, Journalisten, die finden, irgendwie sei doch die Deutschschweiz «die Stumme» im europäischen Chor, etwas Graues, Stumpfes, Ungeistiges, Materialistisches, «la grise

saille helvétique», unfassbar in der Vielzahl der abstossend-rauen Dialekte, die für den Romand ein so felsiges Gelände seien, dass er schon beim ersten Gehversuch das Bein breche.

Noch weiter fächert sich das Bild auf im Kontakt mit urbanen Persönlichkeiten Genfs, mit Angehörigen der «vieille souche» der Republik an der Rhone, mit Vertretern jener Cité, die sich gern als den «Canton le plus confédéré» bezeichnet. Dort begegnet einem der Geist der Verbundenheit mit Zürich, das mit dem exponierten Stadtstaat während Jahrhunderten durch den Vertrag der Combourgeoise liiert war und das, gleichen Glaubens und von ähnlichem demokratischem Temperament, die Cité de Dieu gegen Savoyen und die katholischen Könige Frankreichs unterstützte. Zürich, besonders aber Basel, so sagen viele Genfer, seien irgendwie «artverwandt», anders als die zwar geogra-

phisch nähere, aber schwere, unbewegliche «bernische Masse», die fast einen Riegel bilde und die den Blick verstile hinüber zu den Republiken, die in der geistigen Offenheit, in der industriellen Entwicklung und in der kulturellen «Atemfreiheit» dem eigenen Lebensgefühl nahekämen.

Wieder eine andere Welt tut sich auf in Neuenburg, der kleinen, aber stolzen Republik am Jura, die durch eine lange, komplizierte Geschichte geformt wurde. Oben auf den Jura-höhen, besonders in La Chaux-de-Fonds, wo noch immer etwas vom widerborstigen Geist des libertären Sozialismus lebendig ist, meint man eine gewisse kühle Distanz zur Eidgenossenschaft zu spüren, während unten im Vignoble am See ein durchgehendes, freilich eher gemessenes Gefühl der Zuneigung zum Ganzen herrscht, ruhend auf dem Bewusstsein der eigenen Rolle im Bund, dokumentiert durch die stolze Reihe der Neuenburger Bundesräte. Einer kühlen Reserve mag man gelegentlich bei aller Verbundenheit mit dem Bund im Wallis begegnen, im Vieux Pays, das bewegt wird von seinem heftigen bis jähnen Lebensrhythmus und das während Jahrhunderten ein Eigendasein geführt hatte. Einen Sonderfall bildet der Berner Jura, zumal im nördlichen, katholischen Teil, besonders in der Ajoie, die noch immer in alten, weitgehend «geschlossenen» Strukturen ruht und die manchmal so reagiert, als sei sie durch sieben Berge von der Schweiz getrennt.

Hölzern solides Bern

Trotz allen Unterschieden der historischen Entwicklung, der geistigen Formation, der Sprache und des Selbstverständnisses, die sich immer wieder in Fragen von nationaler Flügelweite zwischen Welsch und Deutsch zeigen, gibt es, lässt man sich das Gehör nicht übertönen durch die Stimmen aus extremen Zonen, einen sonoren helvetischen Grundklang, eine uns allen eigene Art, die Dinge zu sehen und zu sagen, eine gewisse Scheu vor ideologischer Hitze, eine

Vorliebe für die konkrete Sprache, die an den Dingen klebt, ein Misstrauen gegenüber den weiten Gesten autokratischer Herren, wie es etwa in den Reaktionen der Romands auf «olympische» Sprüche de Gaulles zum Ausdruck kam. Der eine oder andere Welsche mag oft einen Mangel an Selbstdarstellung unseres Gesamtstaates beklagen und bestimmte Formen des Betriebes in Bern als hölzern, ja als «mesquin» empfinden, etwa im Vergleich zu nationalen Manifestationen im westlichen Nachbarland, die einen farbigen Wurf verraten — aber er schätzt doch, besonders in Zeiten der Bedrängnis, die Solidität und das Standvermögen der alemannischen Mehrheit.

Aber man muss auf der anderen Seite auch die Gefahr von Differenzen, von Friktionen, ja eines Verlustes der inneren Kohärenz sehen, gerade in dieser Zeit der Hochkonjunktur mit ihren Folgen, wie Seelenträgheit, Verkümmерung der imaginativen Kräfte, Gedankenlosigkeit und Egoismus im Zeichen einer rein technisch-wirtschaftlichen Behandlung von Fragen, die eine nationale Tiefendimension haben. Nichts wäre leichtsinniger als eine Verniedlichung dieser Aspekte.

Eine wichtige Trennlinie bleibt die Sprachschanke, genauer gesagt die vor allem in der Welt der «Lettres», in bestimmten intellektuellen oder halbinsellettuellen Kreisen des Welschlandes tief eingewurzelte Kliceschevorstellung, das Schweizerdeutsche sei ein minderwertiger Dialekt, ein holperiges Vehikel, das Gegenteil des «bon allemand», eine Häufung wilder Rachenlaute mit barbarisch wechselnder Intonation, ein Idiom ohne die Würde einer Sprache, ohne die Dimension der intellektuellen Durchdringung der Wirklichkeit. Wer ausgeht von der Idee des absoluten Ranges der «kodifizierten» Sprache, von der Voraussetzung der überlegenden Geltung, der ausschliesslichen Eleganz der Sprache Voltaires, gerät in eine Einbahnstrasse, die am Horizont tote Winkel ausspart.

Viel zu einer gewissen geistigen

Entfremdung von den Deutschschweizern trug Ramuz bei, der über den anderen Landesteil Dinge sagte und schrieb, die fast eine gewollte Ignoranz verraten. Kein Geringerer als Ernest Ansermet hat diesen ungünstigen Einfluss Ramuz' und der Cahiers vaudois kritisch signalisiert. Auch ein Edmond Gilliard tat viel, um den Trennungsstrich im Geistigen schärfer zu markieren. Aber heute distanzieren sich viele junge Romands vom Kreis der Cahiers vaudois und der Voile latine, überhaupt von der Schriftstellergeneration zwischen 1900 und 1945, der man vorwirft, sie habe, von Maurras und der Action française beeinflusst, einen törichten Kult mit Sprache und Rasse betrieben. Der eine oder andere junge Autor findet, Ramuz habe ihm den Blick für die wirkliche Situation der Suisse romande eher getrübt als geschärft. Yves Venan schrieb einmal, nichts bedauere er mehr als die Ignoranz und Verachtung gegenüber der Deutschschweiz, jene dumme Mode, die er selber eine Zeit lang mitgemacht habe.

Austausch der Ideen

Die Hinwendung zur Analyse der eigenen Wesensart und die Betonung des eigenen Wertes, etwa gegenüber Paris, führen jedoch keineswegs automatisch zu einem nationalbetonten Wollen oder gar zur Unterordnung ästhetischer unter nationale Gesichtspunkte. Die Zeiten eines Doyen Bridel sind vorbei — und dies zum Glück. In der Epoche des literarischen Internationalismus liegen die Dinge komplizierter, und gegenüber nationalen Emotionen herrscht eine durchaus skeptische Grundströmung. Die Parolen lauten: Kühle Bestandesaufnahme, Enquêtes im eigenen Haus und geistige Osmose mit der Welt. So dürfte der Weg zu einem vertieften Zusammenwirken zwischen den Landestilen nur über einen möglichst offenen, weiten Austausch der Ideen führen, aus dem vielleicht eine Synthese von alemannisch-pragmatischer Gründlichkeit und lateinischem Scharfsinn erwachsen könnte.